Die Frau, die Wörter jagt, bevor sie verschwinden

– Vom Erzählen der Großmutter bis zu ihrer eigenen Arbeit in der Brikettfabrik Knappenrode – Lyrikerin Róža Domašcyna fängt seit Jahrzehnten vergessene Worte ein. –

Von den Wänden im Wohnzimmer grüßen die Ahnen. Hochzeitsgesellschaften in sorbischen Trachten blicken aus schweren Rahmen, festgehaltene Bewegung, Stoffe, Gesichter, Zeit. Róža Domašcyna gießt Kaffee ein, ihr Blick geht hinaus in den winterlich stillen Garten am Stadtrand. Auf dem Tisch liegen lose Blätter, Notizen, daneben ihr jüngster Lyrikband *Unterm weißleinenen tuch*. Der Titel greift ein Kindheitsgefühl auf. In ihren Gedichten aber fängt sie Worte, die sonst in Vergessenheit geraten würden – sie hält sie lebendig, bevor sie verschwinden.

Róža Domašcyna atmet lächelnd, schweift in Gedanken ins Gestern. So ein neuer Gedichtband ist auch nach unzähligen vorherigen Editionen immer wieder etwas Besonderes. Zehn Bände sind allein in deutscher Sprache erschienen, ihre erste sorbische Lyrik fand sich zwischen zwei Buchdeckeln, zusammen mit Fotografien von Jürgen Matschie. *Im Zurückgehen gehe ich nach vorn* heißt die Übersetzung ins Deutsche. Schon dieser kleine Satz zeigt ihre Arbeit mit der Sprache.

Róža Domašcyna schreibt Gedichte, in denen sie mit Lauten, Wörtern und ungewöhnlichen Satzformen spielt, ähnlich wie der österreichische Dichter Ernst Jandl, der für seine sprachlichen Experimente bekannt ist. Das Hin- und Herhoppsen zwischen den Sprachen wird ihr in die Wiege gelegt. 1951 wird sie in einem alten Fachwerkhaus in Zerna geboren. Die Familie lebt von der Landwirtschaft und zieht bald nach Schönau; die Arbeit geht weiter auf dem Feld, bis zur Kollektivierung. Der Vater arbeitet dann in der LPG als Traktorist, die Mutter ebenfalls auf dem Feld.

Zu Hause wird Sorbisch gesprochen, doch schon mit dem neuzugezogenen Nachbarskind aus dem Schlesischen entstehen Plaudereien in einem Sprachgemisch – eine Geheimsprache zwischen zwei Mädchen, die auch heute noch als Großmütter oft miteinander telefonieren. „Elke und ich sprachen mal so und mal so“, berichtet die Lyrikerin lachend.

Doch nicht nur die beiden Mädchen erzählen sich Geschichten. Róža Domašcynas Großmutter mütterlicherseits ist Märchenerzählerin. Die Bautzenerin verschwindet kurz im Arbeitszimmer im Obergeschoss und kommt mit einem Buch über ihre Vorfahrin zurück. Sie blättert durch die Seiten, irgendwann bleibt sie an einer Schwarz-weiß-fotografie hängen, die die Großmutter in dunklem Tuch mit einer Schar kleiner, lauschender Mädchen und Jungen zeigt. „Sie kam mit dem großen, schwarzen Fahrrad, stopfte bei uns Strümpfe, und wir forderten sie auf: Großmutter, erzähle mal“, erinnert sich Róža Domašcyna.

Geschichten, Balladen und Beobachtungen aus der Natur teilt die Großmutter mit den kleinen Zuhörern, meist auf Sorbisch, manchmal aber auch auf Deutsch. Es sind Róža Domašcynas erste Begegnungen mit Sprache, bald beginnt sie, in Büchern zu blättern. In den 1960er-jahren erscheinen im *Domowina-Verlag* Jules Verne, Alexander Puschkin und Shakespeare auf Sorbisch. Zwischen den Buchdeckeln findet sie besondere Geborgenheit.

Ihr Traum, Buchhändlerin zu werden, wird nicht wahr: Beim Bewerbungsgespräch in der Buchhandlung in der Karl-Marx-Straße fällt sie durch. Den Prüfern ist wohl ihr Lieblingsautor suspekt: der sorbische Dichter Jakub Bart-Cišinski.

Das Mädchen vom Dorf ist zu schüchtern für die Großstadt Bautzen, doch auf die Frage „Was willst du eigentlich werden?“ nimmt sie allen Mut zusammen. „Schriftstellerin“, sagt sie. Sie kann damals noch nicht wissen, dass dieser Traum einmal Wirklichkeit wird.

Heute gilt die 74-Jährige als eine der wichtigsten zeitgenössischen Dichterinnen im Land. 1968 aber wird sie Schreibkraft im *Domowina-Verlag*, dann in der Brikettfabrik Knappenrode. Dort macht sie die Ausbildung zum Wirtschaftskaufmann und qualifiziert sich weiter beim Bergbaustudium.

„Wir haben die Dörfer gesehen, die in der Braunkohlegrube verschwunden sind“, sagt sie. Für ihre Abschlussarbeit berechnete die künftige Ingenieurökonomin des Bergbaus, wie die Brikettproduktion durch den gezielten Einsatz von Mikroelektronik effizienter gestaltet werden könnte – also wie das Material auf dem kürzesten Weg von A nach B gelangt. Zurück im Werk erklärt ihr der Vorgesetzte, die neue Technologie erwarte er so schnell nicht in den Betrieben. Geforscht für den Papierkorb.

Die Ingenieurin versucht in dieser Zeit, ihre Ohnmacht immer häufiger in Worte zu fassen, hadert mit der landfressenden Braunkohleindustrie und hört durch Zufall vom Leipziger Literaturinstitut „Johannes R. Becher“. Sie bewirbt sich mit – in ihren Augen – ungelenken Übertragungen ihrer sorbischen Gedichte ins Deutsche und wird 1985 genommen. „Ich merkte, dass ich was sagen will, es aber nicht sagen kann“, sagt die Dramatikerin und Übersetzerin rückblickend.

„Lyrik ist mein Leben, ich war selbst süchtig und habe immer geschrieben, auf Sorbisch und auf Deutsch. Ich verstehe mich als Sprachenwandlerin, die zwischen verschiedenen Sprachen hin- und hergleitet“, sagt Róža Domašcyna im Rückblick auf gut 60 Jahre Poesie und auch als Dank an ihren Mann. Zehn Poesiebände sind inzwischen in deutscher Sprache erschienen, noch einmal so viele in ihrer Muttersprache Sorbisch. Für 2027 hat der *Domowina-Verlag* schon den nächsten Band angekündigt.

Für die mehrfach preisgekrönte Lyrikerin – darunter mit dem *Sächsischen Literaturpreis* – bleibt Sprache ein Ort der Bewegung und der Geborgenheit zugleich. So wie einst „Unterm weißleinenen tuch“, das die Mutter meist zu Beerdigungen trug. Als Kind fühlte sie sich darunter eingehüllt, geschützt, der Welt ein bisschen abgewandt.

Für sie sind ihre Gedichte Lebenselixier: „Lyrik bleibt wichtig, weil mit dem Gedicht etwas vermittelt wird, das mit dem Leben des Lesers, des Schreibers sowie mit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu tun hat. Natürlich kann auch ein Roman das, aber dafür braucht man einen anderen Atem, den ich nicht habe“, sagt Róža Domašcyna. Dann blättert sie in der Neuerscheinung, vielleicht sieht sie zwischen den gedruckten Zeilen schon wieder eine Idee für das nächste Gedicht. Beim Schreiben kann sie dann sogar das Brot im Backofen vergessen.

Miriam Schönbach, Sächsische Zeitung, 14.2.2026